Zeitgeschichte DDR - nein danke!

Von ANDREAS MONTAG 07.09.09, 19:31 Uhr

EMAIL FACEBOOK TWITTER



Rainer Müller ist heute als Historiker tätig und engagiert sich unter anderem in seinem Stadtteil Leipzig-Lindenau. (FOTO: ANDREAS STEDTLER)

LEIPZIG/MZ. - Die befürchteten Ausschreitungen seitens der DDR-Sicherheitsorgane waren ausgeblieben, Einheiten der Polizei, NVA, Stasi und Kampfgruppen, 8 000 Mann stark insgesamt, hielten still, der SED-Tiger war zahnlos und schwach geworden. Und alle, Demonstranten wie Funktionäre, spürten es: Die Macht dieses Staates wird endgültig gebrochen werden. Es ist nur noch eine Frage kurzer Zeit.

Für Rainer Müller, Jahrgang 1966, hat sich damals, mit Anfang zwanzig, ein Lebenstraum erfüllt. Und er hat verdammt hart gearbeitet dafür. Dabei wollte er kein Held werden, und wenn ihn heute jemand so nennt, zuckt er verlegen mit den Schultern. Helden haben sich nach der friedlichen Revolution nicht wenige gemeldet - darunter auch solche, die sich bis zum Herbst 1989 eher zurückgehalten hatten.

Rainer Müller hingegen wusste als Schüler schon: "DDR - nein danke!". Und er behielt das nicht für sich, er raunte nicht, wie es viele DDR-Bürger taten, hinter vorgehaltener Hand von seinem Frust auf die Zustände im eingemauerten "Arbeiterparadies", er ballte die Faust nicht in der Tasche.

Dabei erzählt er seine Geschichte so unspektakulär, als sei sie gar nichts Besonderes. Wir sitzen in seinem schönen Garten, ein grünes Refugium

mitten im Leipziger Westen. Lindenau heißt der Stadtteil, ein alter, zu DDR-Zeiten völlig verkommener, in Dreck und Ruinen erstarrter Arbeiterbezirk, der nun zu neuem Leben kommt.

Hier wohnt Müller mit seiner Partnerin und den vier Kindern, gemeinsam mit drei anderen Familien haben sie ein altes Haus nach ihren Plänen und teils aus eigener Kraft zum Lebensort gemacht. Nicht zu Tode saniert im uniformen Plastikschick, der seit den 90er Jahren um sich greift. Und als der Garten fertig war, luden sie die Nachbarn aus dem Wohngebiet ein, um die 200 Menschen sind gekommen und haben ein Fest gefeiert, bei dem es auch um Ermutigung gegangen ist: Wartet nicht, bis einer etwas für euch tut, macht Vorschläge und fasst selber an, kümmert euch um euer Leben.

So hat es Rainer Müller immer gehalten. Er wollte nicht bestimmt werden, sondern selbst bestimmen. Also hat der junge Mann, aus einer christlichen Familie in einem Dorf bei Frohburg in Sachsen stammend, den obligatorischen Empfang der staatlichen Jugendweihe verweigert, er trug den Aufnäher "Schwerter zu Pflugscharen" an der Jacke und legte sie erst ab, als man ihn damit nicht mehr ins Schulhaus einlassen wollte. Aber der Aufnäher blieb.

Die Folgen waren absehbar: Wer sich derart dem real existierenden Sozialismus verweigert, wird kein Abitur ablegen dürfen. Also fuhr Rainer Müller nach der zehnten Klasse täglich nach Leipzig, um den Beruf des Maurers zu erlernen. Sand hat er geschaufelt auf der Großbaustelle im neuen Stadtteil Grünau, viel Sand. "Aber wie man ein Haus verputzt, das lernten wir nicht". Dafür gab es einen anschaulichen Kurs in Sachen sozialistischer Volkswirtschaft: Kaffee trinken, Pause machen, auf Anweisung warten, Pause machen... 1985, nach Abschluss der Lehre, war er praktisch arbeitslos, der Betrieb übernahm den rebellischen jungen Mann nicht.

Also suchte er Arbeit bei der evangelischen Kirche, marode Kirchengebäude gab es mehr als genug, geschickte Hände waren willkommen. Zugleich bemühte sich Müller an der Universität um die Zulassung zum Theologiestudium und verlor sie wieder, weil er den Kriegsdienst total verweigerte. Er wurde in der Friedens-, Umwelt- und Menschenrechtsbewegung aktiv. Er schmuggelte verbotene Schriften aus Berlin ins Sächsische und baute fröhlich mit an einem Netzwerk, dem es um mehr ging, als das Elend des Sozialismus scharfsinnig zu analysieren.

Mit solcher Konsequenz hat sich Rainer Müller natürlich Feinde gemacht. Die Stasi observierte ihn und nahm ihn immer wieder fest. Selbst mit der Kirche, an deren theologischem Seminar er 1987 zu studieren begonnen hatte, bekam er ein Jahr später Schwierigkeiten. "Kirche im Sozialismus" und politischer Widerstand passten nicht gut zusammen. An der zunehmenden Strahlkraft

der Friedensgebete, schon seit 1982 in der Leipziger Nikolaikirche im anfangs kleinen Kreis veranstaltet, änderte aber auch das ängstliche Bremsen der Kirchenoberen nichts. Montagsgebete sollten die Friedensgebete zwischenzeitlich heißen. Die Kirchen aber wurden immer voller.

Und dann waren es 70 000, die am 9. Oktober 1989 ihre Herzen einfach in die Hand nahmen. So, wie Rainer Müller und seine Freunde es sich erträumt hatten.